

Der Wunderstein

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 19

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575088>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lag, herumgestöbert. Er wußte, daß noch von seinem Vater her irgendwo Fallen und ein berühmter Selbstschuß liegen mußten.

Wie es in ihm kämpft! Er weiß, daß er die herzgute Frau zu Tode betrüben, und daß das kurze Sommerglück in Unfrieden und Herzeleid versinken wird, wenn er in alte Stapfen zurückfällt. Aber er weiß auch, daß er es doch thun wird, thun muß, weil er der Versuchung sich nicht gemachsen fühlt. Er schämt sich, das geliebte Weib in die Arme zu schließen und sie anzuflehen: Jetzt ist die Stunde, jetzt steh mir bei!

Plötzlich erhebt er sich von seiner Kunst, holt die Ziehbank, das Ziehmesser und einen Spalten Tannenholz und fängt an, glatte Stäbchen zu schneiden.

„Annelise, hörst du draußen die hungrigen Spiegelmeisen. Ich zimmere einen Vogelschlag. Wir müssen doch auch etwas Lebendiges im Stübchen haben.“

Sie antwortet ihm nicht, schaut aber lange seiner Arbeit zu, und ihr ist, sie weiß nicht warum, als ob sich Klammern um ihr Herz legen wollten.

„Manche Thräne in das Gras.“

Der Schnee will nicht weichen. Not treibt das Gewild in die Nähe der menschlichen Wohnungen. Ums Brunnlein sieht es aus, als ob die Hasen sich hier Stellbichlein geben würden.

Eines Morgens tritt Rudi lachend mit dem geschlossenen Vogelschlag vor seine Frau.

„Sieh, was für ein Vögeln ich dir gefangen habe.“

„Aufs tiefste erschrocken, bringt sie kaum die Bitte hervor: „Daß den Hasen laufen, der bringt uns Unglück ins Haus, verbrenn den Schlag!“

„Sei doch nicht närrisch, der macht uns einen guten Braten.“

„Niemals, Rudi, niemals. Du weißt wohl, was dieser erste Schritt bedeutet. Ich flehe dich an, entzieh dem Teufel den Finger, sonst nimmt er die Hand und reißt uns beide ins Elend.“

„Daß ich ein Narr wäre. Kochst du ihn nicht, so koch ihn ein anderer.“

Zornig stapft er hinaus und schlägt die Thüre hinter sich zu.

Dieser unglückselige erste Schlag hat das empfindliche Glück so erschreckt, daß es für lange von ihm und seinem Haus gewichen ist. —

* * *

Durch die verschneite Dorfstraße arbeitet sich in später Nacht, umwirbelt von blendendem Schneegestöber eine gebückte Frau. In den kurzen Pausen, wo der Sturm nachläßt, hört sie lärmendes Gejohle aus der überberücktigten Pinte. Dorthin lenkt sie ihre müden Schritte. Sie weiß seit Wochen nicht, wo ihr Mann manche Nacht zubringt.

Von Wilderei ist zwischen ihnen nicht mehr die Rede gewesen. Er besorgt seine Obliegenheiten in Haus und Stall. Sie reden freundlich zusammen, wenn auch jedes fühlt, daß ein Stein auf die unbefangene Herzlichkeit der ersten Zeit gefallen ist. Oft ist er zerfahren und gereizt. Von Zeit zu Zeit schleicht er sich gegen Abend den Karrweg hinunter dem Dorfe zu, und wenn er nach Mitternacht zurückkehrt, sieht sie wohl an seinem Gange, daß er nicht bei dem und jenem Bekannten z' Stubeten gewesen ist, wie er sie glauben machen wollte.

Heute steht sie vor der Lösung ihrer bangen Frage. Durch das Fenster der raucherfüllten Pintenstube erkennt sie ihren Mann in der Gesellschaft zweier Bursche, die mancher mied, des glockäugigen Müllerhans und des alten verschmitzten Jochfischers, dessen Arme und Hände wie in Haarfelle gewickelt ausschauten. Zwischen ihnen Wein und Karten und neben Rudi am Boden knieend der glatzköpfige Pintenwirt, mit einem toten Reh beschäftigt. Die Karten ruhen in diesem Augenblick. Rudi scheint etwas zu erzählen. Was es ist, kann sie nicht verstehen. Aber das versteht sie wohl, wie jetzt plötzlich die Gesellschaft in wildes Gelächter ausbricht, wie der Müllerhans dem Erzähler auf die Achsel schlägt und ihm zutrinkend über den Tisch brüllt: „Bravo, Rudi, daß du die Hosen wieder angezogen hast.“

Gebrochen wankt sie dem Berge zu. (Schluß folgt).

Der Wunderstein.

Es steht ein roter Fels im Meer,
Von jeder Küste fern.
Hochragend schaut er weit umher
Und leuchtet, wie ein Stern.

Er ist kein Fels, ist rotes Gold,
Und wer den Kamm bestiegt,
Gewinnt ein Königreich als Sold
Wie feins auf Erden liegt.

Schon mancher fuhr voll Hoffnung aus
Mit frischer Jugendkraft.
Er kam als welker Greis nach Haus
Und hatte nichts geschafft.

Und mancher liegt im kühlen Grund
Der fern die Klippe sah,
Ein Lächeln um den bleichen Mund:
O höchstes Glück — wie nah!

Schlaft süß! Und unterlagt ihr gleich —
Der Dank ist nicht gering:
Dem ward wohl auch ein Königreich,
Der verbend unterging.

Und läg' das Glück am Ziel allein,
Wär' lichtlos euer Grab —
Ich fahre nach dem Wunderstein,
Kein Wille hält mich ab!

Alfred Huggenberger.